

**D**ie Quadragesima - die vierzig tägige Fastenzeit, wie sie im Lateinischen genannt wird, - ist mit Ostern vorbei. Endlich. Sechs Wochen waren auch lang genug. Eine andere Zeit, die wir nicht so leicht beenden können, bleibt uns auch nach Ostern erhalten: die Quarantänezeit. Beide Q-Worte Qadragesima (Fastenzeit) und Quarantäne (Coronazeit) gehen auf dieselbe Wortwurzel zurück. Sie hängen mit dem lateinischen Zahlwort „quadraginta - vierzig“ zusammen. Die Quarantäne meint also vom Wortsinn eine 40tägige Isolationszeit, die meistens jedoch kürzer war bzw. ist. Zur Zeit macht sich jedoch das Gefühl breit, in einer Dauer-Quasi-Quarantäne leben zu müssen.

Mir hilft ist es in dieser schwierigen Lage, dass wir zumindest im kirchlichen Leben die frohe Osterzeit begonnen haben und die Farbe wechseln konnten. Das dunkle und eintönige Violett musste dem strahlenden und freundlichen Weiß weichen. Auch wenn die äußere Situation sich nicht verbessert, wird die Stimmung etwas froher. In den bildlichen Darstellungen zur Osterzeit sehen wir Jesus als Auferstandenen mit einer Siegesfahne. Oft prankt auf dem roten Fahnentuch ein weißes Kreuz. 50 Tage sehen wir den Auferstandenen in hellen Farben und mit Siegesfahne. Die 50tägige Osterzeit sollen länger und intensiver sein als die 40 Tage des Verzichts und der Umkehr. So ist zumindest die kirchliche Choreographie.

Trotz der kirchlichen Osterzeit stecken wir gleichzeitig in der Quasi-Quarantänezeit fest. Es sieht weiter düster aus. Die Gefahren der 3. Pandemiewelle sind nicht zu unterschätzen. Am besten ist es, nicht nur die Siegesfahne des auferstandenen Jesus, sondern auch die Quarantäneflagge der Schifffahrt zu setzen, die vor Seuche oder Seuchengefahr an Bord warnt. Die Quarantäneflagge besteht aus der gelben Buchstabenflagge Q und der schwarzgelbkarrierten Buchstabenflagge L. Sie ist ein wichtiges Warnsignal, um nicht leichtsinnig zu werden. Dabei wirken die Farben Gelb und Weiß nicht so düster, wie es die Flaggennachricht nahelegt. Im Zusammenspiel von Gelb und Schwarz sehe ich einen Hinweis auf Dunkel und Licht, Tod und Auferstehung, wobei die hellen Felder eindeutig überwiegen.

Gerade die Osterzeit erleichtert es, Farbe zu bekennen. Ich kann das Dunkle annehmen, wenn ich weiß, dass es auch das Helle gibt. Wenn ich Flagge zeige, also meinen wirklichen Zustand nicht verheimliche, können alle - sowohl die anderen als auch ich - damit am besten umgehen. Jesus hat auch Farbe bekannt und den Weg zum Leben gezeigt. Er hat Flagge gezeigt. Durch seinen Tod am Kreuz überwand er alle zerstörerischen Mächte und verhalf dem Leben zum Sieg.

Noch sind wir in der schweren Zeit. Klar ist, dass sie länger dauert als 40 Tage. Sie wird aber hoffentlich nicht so lange dauern, wie die 40 Jahre, die das Volk Israel durch die Wüste zog, bis es ins Gelobte Land kam. Die Zahl 40 steht vielmehr für einen Zeitabschnitt, in dem der Mensch sich entwickelt und reift. Wir stecken tief in dieser Entwicklungs- und Reifephase und werden hoffentlich bald das Ziel erreichen, das durch die Zahl 50 symbolisiert ist: dass wir näher zueinander und zu Gott finden.

**A**uf sich verändernde Situationen muss möglichst schnell und punktgenau reagiert werden. Dagegen ist nichts einzuwenden. Auch in der Mönchstradition wird auf Veränderungen und Störungen eingegangen. Anders als heutzutage kamen und kommen die Mönche jedoch oft zu der Einschätzung, dass nicht Flexibilität sondern Stabilität weiterhilft: „serva ordinem et ordo te servabit – Halte die Ordnung und die Ordnung hält dich“. Damit ist nicht das sture Festhalten an alte Vorgaben und ein Lobgesang auf den unverbesserlichen Dickkopf gemeint. Es geht auch nicht darum, sich einfach „durchzuwurschteln“, weil man keine Alternative hat. Dahinter steckt die schlichte Erkenntnis, dass es oft das Beste ist, erst einmal Ruhe zu bewahren und den bisherigen Kurs beizubehalten. Dabei wird auf Dauer nicht alles beim Alten bleiben. Es wird sich zeigen, wo Kurskorrekturen notwendig sind. Ruhe und Stabilität schaffen die Basis zur Entwicklung einer neuen Ordnung, die die alte langsam und möglichst verträglich ablöst.

Für die gegenwärtige Situation bedeutet das für mich, dass sich meine Aufmerksamkeit nicht im Blick auf die ständig wechselnden Ansagen erschöpft. Ich schaue vielmehr ruhig auf die Vorgaben und Erfahrungen, die sich bisher bewährt haben, und richte mich danach. Im letzten Herbst hatte Bundeskanzlerin Merkel den Mut, darauf hinzuweisen, dass man nicht jede Woche etwas Neues zur Pandemiebewältigung sagen muss. In ihrem Wochenpodcast vom 24. Oktober 2020 spielte sie den Podcast der davorliegenden Woche noch einmal ab mit der Bemerkung: "Für mich gilt das, was ich Ihnen letzte Woche gesagt habe, noch Wort für Wort". Nur die Kleidung hatte sie zur Anmoderation geändert. Mir fällt da spontan meine eigene Kolumne vom 13. Juli letzten Jahres ein. An die drei großen Instrumente der damaligen Pandemiebekämpfung erinnert sich heute wohl kaum noch einer, obwohl sie im letzten Sommer in aller Munde waren und weltweite Zustimmung gefunden hatten: „stay home, stay strong, stay together“. Dieser Dreiklang „Bleibt Zuhause, seid stark, haltet zusammen“ erzeugte eine verlässliche Ordnung, die bis heute gilt. Durch die Impfungen und die Tests ist der Resonanzraum dieses Dreiklangs erweitert worden, ohne jedoch seine Eindringlichkeit zu schmälern.

Wer sich an solch eine Ordnung hält und nicht jeder Idee nach Änderung nachläuft, erlebt keinen Stillstand in seinem Leben. Im Gegenteil: Er wird erfahren, wie die Ordnung trägt und Freiraum zum selbständigen Nachdenken und Handeln schafft. Er wird einsehen, dass sich manche Dinge im Leben nicht so schnell ändern lassen, wie er es gern hätte. Den Verantwortlichen wünsche ich, dass sie sich nicht unter Druck setzen lassen, sondern den Mut und die Kraft haben, Ruhe zu bewahren und dort auf Kontinuität zu beharren, wo sie zielführender – wenn auch unpopulärer – als ständig wechselnde Anordnungen ist. Wer in Ruhe den eingeschlagenen Weg weitergeht, wird die meisten Irritationen verhindern können und am besten vorwärts kommen. Darum wünsche ich uns allen: einen langen, ruhigen Atem und ein ruhiges, langes Überlegen.

26.April 2021: Mitten im Leben

VON P. BRUNO ROBECK OCIST

**A**uch wenn die Flaggen nicht mehr auf Halbmast gesetzt und die Rednerpulte wieder abgebaut sind, so bleiben die Trauer der Hinterbliebenen und die täglich steigende Zahl der Toten. Mit zwei eindrucksvollen Feiern wurde am 18.April seitens des Staates und der Kirchen der vielen Menschen gedacht, die an oder mit dem Coronavirus gestorben sind. Auch die Angehörigen wurden nicht vergessen. Die Gesamtzahl der mittlerweile über 81.000 Toten ist für uns schwer vorstellbar – vor allem, weil sie die Summe vieler Einzelschicksale ist, die sich über ein Jahr aufgebaut hat und auf Gesamtdeutschland verteilt. Trotzdem trifft sie mit Wucht, da ein einziges Virus all die Verstorbenen und Hinterbliebenen zur Einheit zusammenschließt.

Die geschilderten Erfahrungen bei den Gedenkfeiern waren berührend und dramatisch, aber im Zusammenhang mit dem Thema „Tod“ nicht neu. Bisher wollten die meisten Menschen möglichst wenig mit diesem Thema in Berührung kommen. Tote können nicht mehr erzählen, wohin sie als Sterbende abgeschoben und wie sie unter der Einsamkeit der letzten Lebensstunden gelitten haben. Viele Menschen sterben in Einsamkeit, weil es einfach niemanden gibt, von dem sie sich verabschieden können. Jetzt haben sich viele gemeldet, die aufgrund der Coronaschutzmaßnahmen nicht mehr ihre sterbenden Angehörigen sehen durften. „Da wurde unsere Mutter ins Krankenhaus eingeliefert und dann erhielten wir sie tot zurück“, wurde mir kürzlich erzählt.

Die Gedenkfeier für die Coronatoten holte den Tod in unsere Welt zurück. Präziser gesagt: sie holt den Tod in unser Bewusstsein, denn er war schon immer in unserer Welt und wird es auch bleiben. Besonders durch das Sprechen der Hinterbliebenen, die einen lieben Menschen verloren haben, ist er bei uns allen angekommen. Wer die Geschichten hört, die Angehörige erzählen, wird berührt, traurig und vielleicht auch bestürzt sein. Er wird aber auch merken, wie sehr wir einen guten und bewussten Umgang mit dem Tod brauchen. Augen und Ohren zu verschließen, hilft nicht weiter. Es muss zur Normalität werden, dass wir den Tod sehen können und dass Hinterbliebene die Möglichkeit haben zu sprechen.

„Mitten wir im Leben / sind mit dem Tod umfängen“, beginnt ein alter Mönchshymnus aus dem 9.Jahrhundert. Der Tod ist ein Teil unseres Lebens, ob wir es wollen oder nicht. Neben dem eigenen Tod erleben wir das Sterben anderer und das Zurückbleiben der Angehörigen und Freunde. Dieser stille und oft verschwiegene Teil des Lebens ist jetzt durch das Erzählen der Hinterbliebenen laut geworden. Wir sollten aufmerksam sein auf die, die weiterhin wortlos trauern und die Gehör und Zuspruch brauchen. Wir sollten gerade die wahrnehmen, die in ihrer Einsamkeit versteckt sind. Es besteht die große Gefahr, dass der Tod und all das Leid wieder leise aus dem allgemeinen Bewusstsein verschwinden. Sterbende und um sie Trauernde wird es immer geben. Sie dürfen nicht durch Verschweigen und Nichthörenwollen in Vergessenheit geraten. Der 18.April als Gedenktag an die Coronatoten war ein starkes Signal, eine neue Entwicklung anzustoßen, für alle dazusein. Wir Christen haben zwei große Zeiten im Jahr, damit wir die Sterbenden und die Trauernden nicht aus dem Blick geraten: die großen November-Totengedenken im dunklen Herbst und die zuversichtlich stimmende Osterzeit im hellen Frühling. Sie sagen uns: „der Tod war immer; das Leben ist immer!“

**P**lötzlich meldeten sie sich ungeschminkt und aus den eigenen vier Wänden zu Wort. Ironisch-satirisch wollten 53 Schauspielerinnen und Schauspieler aus der deutschsprachigen Fernsehlandschaft ihre coronakritische Internetaktion „allesdichtmachen“ verstanden wissen. Viele (und ich auch) waren jedoch irritiert bis schockiert. Diese kurzen Videoclips hatten in Form und Inhalt eine unübersehbare Nähe zu Coronaleugnern und Verschwörungstheoretikern. Kein Wunder, dass aus dieser Richtung umgehend Applaus kam.

Mich erstaunte besonders der tagelange Medienwirbel, den diese relativ kleine Gruppe von Privatpersonen ausgelöst hatte. Schon länger wundere ich mich, dass bekannte Fernsehstars bewusst als Werbeträger und Schirmherren von gemeinnützigen Organisationen eingesetzt werden. Dabei bewundere ich das Engagement der Schauspielerinnen und freue mich über die positive Wirkung, die sie für wichtige Projekte erzielen. Wer jedoch davon ausgeht, dass sie gute Menschen sind, nur weil sie sich in der Filmwelt bestens in Szene zu setzen wissen, erliegt einem Trugschluss. Wir erfahren in der Regel nichts von ihrer wirklichen Lebenseinstellung und von ihrem wahren Charakter. Wir kennen sie nur aus ihren verschiedenen Filmrollen. Ihr Privatleben bleibt uns meistens verborgen. Mit Recht! Es geht uns nichts an. Kleine Einblicke in die noch junge Film- und Fernsehgeschichte zeigen jedoch, dass einige Filmliebhaber schwierige Charaktere waren oder eine dunkle politische Vergangenheit hatten.

Die Riesenaufregung wegen der Videoclips machte mir vor allem eins deutlich: dass alle Schauspielerinnen und Schauspieler auch nur Menschen sind „wie du und ich“. Weder für sie noch für uns ist es gut, wenn sie ausschließlich aufgrund ihres unbestritten beruflichen Könnens eine Vorbildfunktion und moralische Integrität zugesprochen bekommen. Auf der anderen Seite darf man sie ihnen auch nicht aufgrund ihres Berufes absprechen. Schauspieler und Theaterleute früherer Zeiten hatten oft grundsätzlich einen schlechten Ruf. Wenn wir Schauspielern trauen dann doch nicht aufgrund ihrer Filmerfolge, sondern wegen ihrer persönlichen Lebensleistung, die außerhalb ihres beruflichen Könnens liegt. Aus cinematischer Perspektive betrachtet, haben sich die Schauspieler durch die Aktion „allesdichtmachen“ einen Bärendienst erwiesen. Sie haben sich selbst entzaubert. Nun mussten sie sich als Privatpersonen ehrlich äußern, wenn sie nicht missverstanden werden wollten.

Nach dieser Erkenntnis stellt sich mir eine beunruhigende Frage: Warum üben gerade diejenigen eine große Anziehungskraft aus, die es meisterhaft verstehen, in eine andere Rolle zu schlüpfen? Man denke nur an die berufliche Herkunft des Präsidenten der Ukraine und des Chef der Fünf-Sterne-Bewegung in Italien. Es hängt wahrscheinlich zum Teil mit der nahezu perfekten Selbstinszenierung zusammen. Viele Menschen haben eine Schwäche für gut dargestellte Kunstfiguren. Daher bleibt die Aufgabe zur Entzauberung, wenn sie nicht von selbst geschieht. Kritisch frage ich mich selbst an, warum auch z.B. die Kirche und alle, die für sie stehen, ihre Anerkennung verloren haben. Die Antwort ist einfach: weil das Selbstbild der Kirche entzaubert worden ist. Mit Recht! Wir in der Kirche müssen uns ein neues und ehrliches Bild erarbeiten durch das Sein, nicht durch den Schein.

10.Mai 2021: Mütterlich leben

VON P. BRUNO ROBECK OCIST

**W**ie wesentlich Eltern für die Kinder sind, zeigt sich besonders in schwierigen Zeiten. Schon in ruhigen Zeiten spielen die Mütter eine zentrale Rolle. Die Väter sind natürlich auch wichtig. Interessant finde ich, dass immer mehr Väter Aufgaben übernehmen, die in früheren Zeiten den Müttern zugeschrieben wurden. Viele Väter entdecken ihre sozusagen mütterlichen Anteile.

Das Mutter-Kind-Verhältnis unterscheidet sich dennoch von allen anderen. Nur zur eigenen Mutter hat jeder Mensch schon vor seiner Geburt engsten Körperkontakt. Das bedeutet jedoch nicht, dass dadurch auf Dauer eine enge positive Bindung zwischen Mutter und Kind entsteht. Und doch verbindet man das Mütterliche mit allem, was Leben hervorbringt, wachsen lässt und hütet. Dieses Urgefühl bricht immer wieder in Gefahrensituationen durch, wenn z.B. sterbende Menschen nach ihrer Mutter rufen. Auch jetzt in der Coronapandemie sind die Mütter besonders gefordert, wenn die Kinder Trost und Schutz suchen. Und nicht zufällig drückt sich die Zustimmung der Bevölkerung zur Bundeskanzlerin als bewährte Krisenmanagerin im Namen „Mutter Merkel“ aus.

Gestern gab uns der Muttertag Gelegenheit, allen Müttern für ihren Einsatz bewusst zu danken. Wer der Mutter dankt, sollte nur darauf achten, nicht einem falschen Mutterbild aufzusitzen. Frauen dürfen nicht auf die Fähigkeit, Mutter sein zu können, reduziert und in ein altes Rollenbild gedrängt werden. Ebenso dürfen wir nicht in das Verhaltensschema eines Kindes zurückfallen, das in der Mutter den Erfüllungsautomaten seiner eigenen Wünsche und Träume sieht. Wirklich erwachsen gewordene Kinder wissen, dass sie selbst nicht nur Empfangende sondern auch Gebende sein sollen. Sie wissen, dass sie selbst an der Erfüllung ihrer Wünsche arbeiten müssen und dass nicht alle Träume wahr werden. Auch wenn sie sich immer als Kinder fühlen, solange ihre Eltern leben, wird wahrscheinlich der Tag kommen, an dem sie eine mütterliche und väterliche Sorge für ihre alt gewordenen Eltern spüren.

Mit dem Gedanken, mütterlich zu sein, kann ich mich als Mann gut anfreunden. Dabei hilft mir der erste namentlich erwähnte Erzbischof von Köln. Von ihm weiß man nicht viel mehr als seinen Namen: Maternus – der Mütterliche. Ein Name – ein Programm. Wir Männer sollten uns dieses Programm zu eigen machen und den Frauen den spiegelbildlichen Namen und Auftrag zugestehen: Paterna – die Väterliche. Beide sind keine Gegensätze sondern zwei Teile eines großen Ganzen. So lässt sich auch Gott nicht auf das Vatersein eingrenzen. Beim Propheten Jesaja spricht Gott: „Kann denn eine Frau ihr Kindlein vergessen, ohne Erbarmen sein gegenüber ihrem leiblichen Sohn? Und selbst wenn sie ihn vergisst: Ich vergesse dich nicht“ (Jes 49,15). Und: „Wie einen Mann, den seine Mutter tröstet, so tröste ich euch“ (Jes 66,13). Die großen Zisterzienserväter des Mittelalters liebten diese Bibelstellen, weil es für sie selbstverständlich war, mütterliche und weibliche Aspekte in ihre Spiritualität zu integrieren.

Mütterlich und väterlich zu sein und gleichzeitig Kind zu bleiben, das staunen und vertrauen kann, wünsche ich uns. Mit solch einem dreidimensionalen Blick werden wir alle kommenden Fragen rund um die Coronapandemie am besten beantworten können.

**A**uch nach 500 Jahren entzündeten sich in Worms die Gemüter an religiösen Fragen. Der Wormser Polizeichef Thomas Lebkücher versuchte vor kurzem einige Demonstranten, die sich als Christen bezeichneten, mit den Worten Jesu nahezubringen, dass das Masketragen ein Akt der Nächstenliebe ist. Der Augustinermönch Martin Luther stand vor 500 Jahren vor dem Reichstag in Worms. Er wollte seine theologischen Kenntnisse erklären und einen Umkehrprozess in der Kirche einleiten. Während der Polizist mit seiner Aktion Erfolg hatte, musste der Mönch fluchtartig Worms verlassen, da der Kaiser ihn im Mai 1521 mit der Reichsacht belegte und für vogelfrei erklärte.

Der gewaltlose Widerstand von Martin Luther in Worms erschließt sich mir aus dem Wort, das wohl authentisch von ihm stammt: „Mein Gewissen ist in Gottes Wort gefangen“. Der einfache Augustinermönch war nicht in der Angst vor den Mächtigen seiner Zeit gefangen. Er hatte sich innerlich eine Freiheit erkämpft. In dieser Freiheit richtete er sich nicht gewaltsam gegen andere, sondern wünschte sich eine sachliche Auseinandersetzung mit ihnen. Er war frei, über seine Erkenntnisse zu diskutieren. In Worms war jedoch keine Diskussion gewünscht, sondern seine bedingungslose Unterwerfung gefordert. Es kam zum Bruch und zum erbitterten Kampf, in dem alle Beteiligten in der Folgezeit große Schuld auf sich luden.

Der Wormser Polizeichef Thomas Lebkücher stellte sich allein einer Gruppe von Demonstranten, die sich demonstrativ über die Coronaschutzmaßnahmen hinwegsetzen. Er widerstand der Versuchung, auf den Druck mit Gegendruck zu reagieren. Er löste den Konflikt durch überzeugende Argumente. Am Ende waren alle in Gottes Wort gefangen und fanden auf diese Weise zu gegenseitigem Respekt und zur Rücksichtnahme – zumindest für kurze Zeit.

Eine dritte Person, auf die das Lutherwort ebenfalls passt, konnte leider nicht überleben. Sie musste wegen ihrer Überzeugung mit 21 Jahren sterben: Sophie Scholl, die in diesem Monat vor 100 Jahren geboren worden ist. Sie schrieb am 12.02.1942 in ihr Tagebuch: „Wenn ich die Menschen um mich herum sehe, und auch mich selbst, dann bekomme ich Ehrfurcht vor dem Menschen, weil Gott seinetwegen herabgestiegen ist. Auf der anderen Seite wird mir dies immer am unbegreiflichsten. Ja, was ich an Gott am wenigsten begreife, ist seine Liebe“. Ihre Vernunft und ihr Glauben ließen Sophie Scholl konsequent und sachlich gegen das menschenverachtende NS-Regime kämpfen.

Widerstand ist manchmal notwendig in der Coronakrise, in der Kirche, in der Gesellschaft. Er erfordert immer Mut und kann einsam machen. Christlicher Widerstand ist immer an Gottes Wort rückgebunden. Er beabsichtigt nie, mit Gewalt und lautem Getöse andere zu überwältigen und die eigene Meinung durchzusetzen. Christlicher Widerstand richtet sich nicht gegen Menschen, sondern gegen die Versuche, dem Menschen die Würde und Freiheit zu nehmen, die Gott ihm zugesprochen hat. Plötzlich kann auch für mich die Frage aktuell werden: Muss ich Widerstand leisten? Worin bin ich gefangen: in Gottes Wort, in meinen Ängsten...? Wie werde ich mich verhalten?

**D**er Pfingstmontag als erster Öffnungstag der Außengastronomie ist schon fast vergessen. Wie oft ging vor Pfingsten der bange Blick auf die aktuelle die 7-Tage-Inzidenzzahl, bis es am 24.Mai endlich soweit war. Ein schönes Pfingstgeschenk, dass die 7-Tage- Inzidenz stabil unter dem Grenzwert von 100 lag – wenn auch noch relativ knapp. Die Außentemperatur lag jedoch deutlich unter dem Wert von 20°C, an dem man sich gern draußen aufhält. Ostdeutschland war am Pfingstwochenende vielfach das Corona- und Wetterspiegelbild zu Westdeutschland. Das Wetter war dort zwar schön, aber die Corona-Grenzwertstabilität oft noch nicht erreicht. In Ostdeutschland konnte man an die frische Luft, saß dann aber auf dem Trockenen. In Westdeutschland war es kühl und feucht, so dass man sich lieber in die eigene warme Stube setzte.

Jetzt freuen sich alle, dass die Temperaturen steigen und die weiter Inzidenzwerte sinken. Ein unbeschwerteres Leben kommt in Sicht. Doch die Grundsatzfrage bleibt bestehen: Können Grenzen einen Wert darstellen? Eine freiheitsliebende Gesellschaft wird solch eine Frage nicht gerne bejahen. Meine Erfahrung ist, dass es in manchen Fällen gute Gründe gibt, Grenzen festzulegen. Grenzen können vor Fehlern und Schaden bewahren. Unsere Mönchsregel mahnt in diesen Zusammenhang: „Es gibt Wege, die den Menschen richtig scheinen, die aber am Ende in die Tiefe der Hölle hinabführen“ (RB 7,21; Spr 16,25). Es kann hilfreich sein, wenn ich mich auf die Vorgaben anderer verlasse und von deren Weitsicht und Erfahrungswissen profitiere.

Die Coronagrenzwerte wollen schützen, indem sie verhindern, dass wir leichtsinnig und unaufmerksam werden. Dabei können sich die Einschätzung der Gefährdungslage und die Grenzwerthöhe im Laufe der Zeit verändern. Zu Beginn der Pandemie lagen die Grenzwerte bei 50 und 20. Später gab es Lockerungen schon ab 100. Die veränderten Umstände, aber auch die neu gewonnenen Erkenntnisse mit dem Coronavirus haben zu diesen Neubewertungen beigetragen. Der Grenzwert für Schulöffnungen ab 165 weist noch einmal auf einen anderen Aspekt hin. Neben dem rein virologischen Infektionswert, müssen auch andere Grenzwerte berücksichtigt werden. Vor allem Kinder und Eltern sind in dieser Pandemiezeit an ihre Belastungsgrenze angelangt und mussten dringend entlastet werden. Der Wert von 165 war ein Komprisswert, der sich als bundesdeutscher Inzidenzdurchschnittswert jenes Tages ergab. Die 165 lag also deutlich über dem allgemeinen Grenzwert 100, hatte aber in ihrer konkreten Höhe vor allem symbolischen Charakter: alle sollten sich berücksichtigt und mitgenommen fühlen. Aus all dem kann man sehen, dass bei der Festlegung von Grenzwerten viele verschiedene Umstände zu berücksichtigen sind. Wenn Grenzwerte gut durchdacht und verantwortungsvoll gesetzt sind, bewahren sie uns. Darum sollten wir sie auch bewahren.

Eine Grenze dürfen wir nie aufgeben. Aus Respekt vor den Mitmenschen und aus Liebe zur Freiheit sollten wir uns von allen abgrenzen, die ohne Rücksicht auf andere schrankenlose Freiheit für sich selbst einfordern. Andererseits sollten wir unseren Blick entgrenzen auf alle Menschen vor allem in den armen Ländern, denen es oft am Notwendigsten zum Leben mangelt.

07.06.2021: Super.Mensch.

VON P. BRUNO ROBECK OCIST

Ich bin echt super, Mensch'. Oder für diejenigen, die eine gewähltere Ausdrucksweise bevorzugen: ‚Ich danke dir, dass ich so staunenswert und wunderbar gestaltet bin‘. Inhaltlich sind beide Aussagen sehr ähnlich und riechen stark nach Eigenlob, Überheblichkeit und Selbstüberschätzung. Die zweite Selbstbeschreibung stammt jedoch aus der Bibel (Psalm 139, Vers 14) und ist ernst gemeint. Ein Mensch betrachtet sich und seine Lebensmöglichkeiten. Er kommt aus dem Staunen nicht heraus. Das Fazit des betenden Betrachters: Gott hat den Menschen einfach wunderbar gemacht. Ihm sei Dank.

Ich finde, dass wir diesen Satz einfach einmal auf uns wirken lassen sollten. Es gibt genug Dinge an uns, die verbesserungswürdig oder eher störend sind. Wer über sich selbst nachdenkt, dem werden spontan mehr mangelhafte als positive Eigenschaften einfallen. Wer in den Spiegel schaut, sieht zuerst, was er am liebsten an sich ändern würde. Eine gewisse Grundunzufriedenheit mit dem statusquo ist auch gut, denn sie ist der Motor zur Weiterentwicklung. Sie kann aber störend und zerstörend werden, wenn wir nie mit uns selbst zufrieden sind. Das kleine Gebet aus der Bibel kann man sich gut hinter den Spiegel klemmen.

Elias Metschnikoff war solch ein Mensch, der dem eigenen Dasein nichts Positives mehr abgewinnen konnte. Nach dem Tod seiner ersten Frau im Jahr 1873 wollte er seinem Leben ein Ende setzen. Er versuchte es mit einer Überdosis Morphinum, mit einer selbst herbeigeführten Lungenentzündung und mit einer bewussten Ansteckung an Rückfallfieber. Als sein Körper sich jedes Mal aufs Neue erfolgreich wehrte, wurde er nachdenklich. Wieder genesen, untersuchte er als Zoologe verschiedene Tierarten und entdeckte die Immunzellen, die Menschen und Tiere schützen. Wie staunenswert und wunderbar sind viele Lebewesen doch gestaltet, dass sie sich gegen böartige Pilze, Bakterien und Viren verteidigen können. Und wie wunderbar ist der Mensch, der zusätzlich die Erkenntnisfähigkeit besitzt, Krankheitserreger zu entdecken und Gegenmittel zu entwickeln. Wir Menschen sind eine ideale Angriffsfläche für das gefährliche Coronavirus. Wir Menschen besitzen jedoch auch die besten Voraussetzungen, das Virus einzudämmen.

Es gilt also der Dank für unser Sosein, wenn es auch nie in allen Punkten dem entsprechen wird, was wir uns vorstellen könnten. Es gilt unser Dank – auch wenn wir immer wieder erleben, dass die Selbstverteidigung versagt und Krankheitserreger das Leben grausam zerstören. Einmal wird für uns alle Schluss sein. Bei allem Staunen über die wunderbaren Selbstheilungskräfte, die in uns stecken oder die wir mit Therapien unterstützen können, bleibt doch gleichzeitig die erschreckende Gewissheit, dass irgendwann unsere menschlichen Kräfte unwiederbringlich aufgebraucht sind. Wenn sich dieser Zeitpunkt nähert, wäre es schön, wenn wir lebenssatt – wie es in der Bibel immer wieder heißt – auf ein erfülltes Leben zufrieden zurückblicken und in Dankbarkeit Abschied nehmen können.

Bis es jedoch soweit ist, sollten wir immer wieder darüber staunen, wie super wir Menschen sind. Und wir sollten vor allem akzeptieren, dass dies nicht nur für uns gilt, sondern für alle knapp 8 Milliarden Menschen auf unserer Erde.



Im Umfeld unseres Klosters gab es einen sehr hilfsbereiten Menschen, der gern als Fahrer für die Bewohner und Mönche des Klosters tätig war und viele Abkürzungen kannte. Das Problem war nur, dass er auf diesen Wegen meistens länger unterwegs war als auf der allgemein bekannten Fahrstrecke. Abkürzungen können also durchaus ihre Tücken haben. Dies gilt auch für Wortabkürzungen, durch die wir unsere Sprache effizienter gestalten und gleichzeitig komplizierter machen können. In der Corona-Pandemie sind ziemlich schnell Abkürzungen aufgetaucht. Die AHA-Formel begleitet uns die längste Zeit. Immer Abstand halten (erstes „A“), Hygienevorschriften beachten („H“), im Alltag [medizinische] Maske tragen (zweites „A“). Mit zunehmendem Wissen über das Coronavirus wuchs die Formel um zwei Buchstaben und verlor ihre anfängliche Geschmeidigkeit. Ein drittes „A“ für die App (Coronawarn-App) kam hinzu und ein „L“ für das Lüften zur Verringerung der Virenübertragung durch Aerosole. Anstelle von AHALA, was etwas komisch und nicht sehr seriös klingt, einigte man sich auf AHA+L+A. Besonders für Rheinländer dürfte sich eine andere Abkürzung anbieten: das leise, durch die Maske gehauchte HALAF. Es steht für 1. Hygiene, 2. Alltag mit medizinischen Masken, 3. Lüften, 4. App und 5. Freiraum zum Nächsten (mindestens 1,5 Meter!). Diese HALAF-Formel wird wohl noch lange die Erfolgsformel für einen möglichst coronafreien Alltag sein und könnte in leichter Adaption zur dauerhaften Benimmregel im Karneval werden.

Eine andere Corona-Abkürzung erinnert an die G-7-Gruppe in der Weltpolitik. Es ist die G-3-Gruppe: die Getesteten, die Genesenen und die Geimpften. Diese Reihenfolge ist mir wichtig, denn zuerst gab es die Möglichkeit, sich testen zu lassen, danach erlebten wir die Menschen, die covid-19 gut überstanden haben und jetzt gibt es die Impfmittel. Die Tests waren leider nie mehr als eine Momentaufnahme. Wie widerstandsfähig die Genesenen und Geimpften auf Dauer gegen das Coronavirus sind, muss sich noch zeigen. Es ist jedoch unbestreitbar, dass es sinnvoll ist, zu dieser G-3-Gruppe zu gehören, um das Virus zurückzudrängen.

Es gibt noch eine andere G-3-Gruppe, die es zur Zeit pandemieunabhängig sehr schwer hat: die getauften, gefirmten und geweihten Mitglieder in der katholischen Kirche. Wer bleibt, sieht sich vielen Problemen gegenüber. Wer die katholische G-3-Gruppe verlässt, ändert nichts an der Situation. Nur wer bleibt - nicht aus Trotz oder Stolz, sondern aus Liebe zu seiner Kirche - kann etwas ändern. Die HALAF-Formel kann rheinisch-katholisch angewandt werden. 1. Wir müssen uns von allem Falschen trennen und uns in Zukunft sauber halten. 2. Wir brauchen juristische Filter, damit das Böse und Zerstörerische nicht unmerklich und unaufhaltsam in uns eindringt. 3. Wir brauchen frische Luft in unseren Köpfen und Herzen. 4. Wir müssen die Menschen in ihren heutigen digitalen und analogen Welten aufsuchen. 5. Wir müssen Menschen Freiraum lassen, dürfen unsere Frohe Botschaft ihnen jedoch gut sichtbar aus respektvollem Abstand zeigen.

Manche Menschen finden sich besonders schlau, wenn sie Abkürzungen benutzen. Bei manchen stellt sich heraus, dass sie ein Umweg waren. Aber Umwege sind auch Wege. Hauptsache ist, dass wir uns auf den Weg machen mit oder ohne Abkürzungen und dass wir das Ziel nicht aus den Augen verlieren.

**E**s gibt so einige Bücher und Dokumente, die in den Regalen verstauben und in den Akten-ordnern schlummern. Plötzlich können sie für das Leben wieder eine große Bedeutung bekommen. So ging es mir mit meinem Impfbuch. Dank meiner relativ ausgeprägten Ordnungsliebe und der gelben witterungsbeständigen Signalfarbe war das Impfbuch leicht auffindbar. Ich war nicht schlecht erstaunt, als ich den ersten Eintrag nur wenige Tage nach meiner Geburt entdeckte. Damals galt noch das alte, sehr martialisch klingende Bundes-Seuchengesetz von 1962.

Beim Durchblättern des Impfbuches wurde mir plötzlich bewusst, wie viel wir den Menschen verdanken, die in der medizinischen Forschung und im Gesundheitswesen tätig sind. Mir fiel wieder meine schwere Blinddarmerkrankung als Kind ein, an der ich in früheren Zeiten gestorben wäre. Die Narbe des damals noch langen üblichen Schnitts erinnert bis heute an die Operation. In einer gänzlich anderen Situation wäre ohne menschliche Hilfe auch das Schlimmste zu befürchten gewesen. Im Sommerurlaub führen meine Eltern und ich in einem kleinen Schlauchboot auf das offene Meer. Erst zu spät bemerkten wir die weite Entfernung vom Ufer und die zunehmend unruhiger werdende See. Ein kleines Fischereiboot, das glücklicherweise vorbeifuhr, nahm uns in Schlepptau. Nicht auszudenken, was passiert wäre, wenn wir immer weiter auf das offene Meer abgetrieben worden wären. Ich habe noch oft an die Fischer gedacht mit ihren vom Wetter vergerbten Gesichtern, die uns lachend halfen, aber gleichzeitig sehr ernst anblickten. Wir sind oft auf die Hilfe von anderen angewiesen und immer wieder gibt es Situationen, in denen wir selbst zu Helfern werden können und müssen.

Neben dem Impfbuch begleitet mich das Gebetbuch durch das Leben. Oder genauer gesagt: die Gebete. Nicht nur das Beten in der Kirche, sondern auch die Gebete mit meiner Mutter und meinen Großeltern. Natürlich haben sich im Laufe der Jahrzehnte meine Gebetsworte verändert. Ihr Inhalt ist jedoch gleich geblieben. Mit einem Grundvertrauen strecke ich mich nach Gott aus in Bitten, Zweifeln, Staunen und Dank. Ein uraltes Buch aus der Bibel verstaubt bei mir nicht: die Psalmengebete – im Gegenteil: sie werden mir immer teurer.

Liebe Leserin, lieber Leser, vielleicht haben Sie auch Ihr Impfbuch gesucht und noch andere Bücher gefunden, die für Sie von Bedeutung sind. Vielleicht ist Ihnen auch ein altes Gebetbuch in die Hände gefallen. Es lohnt sich, darin zu blättern. Es kann an schöne Erlebnisse erinnern oder auch deutlich machen, dass man heute andere Wege suchen muss. Nur eines wird es nicht tun: schweigen.

Die Gebetbücher verändern sich und die Impfbücher füllen sich. Beide zeugen vom Beziehungsgeflecht, in dem wir leben, und von der Sorge, die wir füereinander haben. 15 Monate habe ich Sie, liebe Leserin, lieber Leser, durch diese Pandemiezeit begleitet. Nun ist es an der Zeit, „Adieu – Gott befohlen“ zu sagen. Das Begleitbuch ist mit 65 Kolumnen reichlich gefüllt, aber unser persönliches Lebensbuch will fortgeschrieben werden – fortgeschrieben, bis Gott selbst uns den Stift aus der Hand nimmt, aller Sorge enthebt und in sein Reich ruft.